

OLIVIA SPIRIDON wurde in Sibiu/Hermannstadt geboren. Sie studierte Germanistik, Rumänistik, Psychologie und Geschichte in Hermannstadt, Passau und Heidelberg.

Sie wurde 2002 in Passau promoviert. Veröffentlichungen: *Untersuchungen zur rumäniendeutschen Erzählliteratur der Nachkriegszeit* (Oldenburg und Hamburg 2002, 2009 und 2010), *Gedächtnis der Literatur. Erinnerungskulturen in den südosteuropäischen Ländern nach 1989* (hg. zusammen mit Edda Binder-Iijima, Romanița Constantinescu und Edgar Radtke, Ludwigsburg 2010) sowie Beiträge zur deutschen Literatur aus Rumänien.

Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für donau-schwäbische Geschichte und Landeskunde (Tübingen) und Lehrbeauftragte am Deutschen Seminar der Universität Tübingen.

Deutsche Erzähler aus Rumänien nach 1945

Eine Prosa-Anthologie

Textauswahl, Einleitung
und biobibliografische Angaben von
OLIVIA SPIRIDON

Mit einem Vorwort von
ROMULUS RUSAN



BUKAREST • 2012

Aus der Abenddämmerung bricht Morgenröte hervor

Eine scheinbar selbstvergessene und in Raum und Zeit auseinandergerissene Literatur, die sich an die Gewehrgabeln der Zensur anschmiegte, um sich dann dort selbst zu entdecken, wo man es am wenigsten erwartete — zu einer solchen Literatur gehören die Texte aus der Anthologie der Literaturwissenschaftlerin Olivia Spiridon. Sie ruft darin wichtige und herausfordernde deutsche Erzähler auf, die heutzutage unter der einschränkenden Bezeichnung „rumäniendeutsche Schriftsteller“ bekannt sind.

Die Sammlung vereint mehrere Schriftsteller, die sich durch Generationenzugehörigkeit, Temperament und Charakter unterscheiden. Einheitlich in ihrer Vielfalt, widersinnig ohne jedoch dissonant zu sein, erstreckt sich ihre kontrastreiche Literatur über mehrere Jahrzehnte.

In einem eingeketteten Land geboren, teils aus dem Westen in die Diktatur versetzt, in die Heimat ihrer verlorenen Vorfahren ausgewandert oder in ihrem Herkunftsland verblieben — im Banat, in Siebenbürgen oder in Bukarest —, betagt oder jung, Menschen edler Herkunft oder Kinder des Bărăgan, überlebende politische Häftlinge oder Rebellen, die sich für den Freitod entschieden haben, begeisterte Initiatoren gefährlicher Literaturkreise oder Einzelgänger — die sechsundzwanzig Autoren dieser Anthologie legen zusammen ein leidenschaftliches und authentisches Zeugnis über unser Land und über ihre Heimaten ab.

Einige sind meine Freunde, viele habe ich nicht persönlich gekannt, manche habe ich erst jetzt gelesen, während andere schon seit langem zu den Klassikern gehören. Alle zusammen rücken sie sich selbst ins gegenseitige Licht, durch die gemeinsame geistige DNA, durch das solidare rhythmische Einatmen

CIP-Einheitsaufnahme der Rumänischen Nationalbibliothek

Deutsche Erzähler aus Rumänien nach 1945. Eine Prosa-Anthologie / antolog.: Olivia Spiridon - București : Curtea Veche Publishing, 2012
ISBN 978-606-588-325-3

I. Spiridon, Olivia (antolog.)

821.112.2.09(498)"1945/..."

Diese Anthologie ist auch in rumänischer Übersetzung erschienen.

Umschlaggestaltung: GRIFFON AND SWANS
www.griffon.ro

Umschlagbild: Kurtfritz Handel — *Einblick-Ausblick*

© für die einzelnen Texte beim Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen
© Curtea Veche Publishing, 2012, für diese Auflage

ISBN 978-606-588-325-3

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| Romulus Rusan: Aus der Abenddämmerung bricht Morgenröte hervor | 5 |
| Olivia Spiridon: Die deutsche Literatur aus Rumänien nach 1945. Einleitung | 7 |
| Vorbemerkung | 37 |
| Wolf von Aichelburg Biobibliografische Angaben | 39 |
| <i>Briefträger Vogel Strauß</i> | 41 |
| Hans Bergel Biobibliografische Angaben | 53 |
| <i>Der Tanz in Ketten (Fragmente)</i> | 57 |
| Andreas Birkner Biobibliografische Angaben | 79 |
| <i>Die schönste Frau der Welt</i> | 81 |
| Ingmar Brantsch Biobibliografische Angaben | 95 |
| <i>Die Qual der Wahl</i> | 97 |
| Oskar Walter Cisek Biobibliografische Angaben | 101 |
| <i>Vor den Toren (Fragmente)</i> | 103 |
| Arnold Hauser Biobibliografische Angaben | 131 |
| <i>Der Fall</i> | 133 |
| <i>Der Rahmen</i> | 135 |
| <i>Zwei Geschichten mit Kugeln</i> | 138 |

| | |
|--|-----|
| Franz Heinz Biobibliografische Angaben | 141 |
| <i>Lieb Heimatland, ade! (Fragmente)</i> | 143 |
| Franz Hodjak Biobibliografische Angaben | 161 |
| <i>Ein Koffer voll Sand (Fragmente)</i> | 163 |
| Klaus Kessler Biobibliografische Angaben | 187 |
| <i>Hubertus</i> | 189 |
| Roland Kirsch Biobibliografische Angaben | 195 |
| <i>Kurzprosa:</i> <i>Türen</i> | 197 |
| <i>Die Reise</i> | 199 |
| <i>Die Schwerelosigkeit</i> | 201 |
| <i>Der fragende Mann</i> | 202 |
| <i>Der antwortende Mann</i> | 203 |
| <i>Eine kleine Geschichte</i> | 203 |
| <i>Abhandlung über die Zweckmäßigkeit</i> | 204 |
| <i>Nachrichten</i> | 205 |
| <i>Ferienort</i> | 207 |
| <i>Ich öffnete die Tür...</i> | 208 |
| Hans Liebhardt Biobibliografische Angaben | 209 |
| <i>Dort oben bei den Kirschen</i> | 213 |
| <i>Alter Berg</i> | 219 |
| <i>Die drei Tode meines Großvaters</i> | 224 |
| Johann Lippert Biobibliografische Angaben | 231 |
| <i>Der Totengräber (Fragmente)</i> | 233 |
| Gerhard Ortinau Biobibliografische Angaben | 249 |
| <i>Notdichter 1937</i> | 251 |
| <i>Kleine Geschichte</i> | 261 |

| | |
|---|-----|
| Carmen Elisabeth Puchianu | |
| Biobibliografische Angaben | 263 |
| <i>Die Falle</i> | 265 |
| Dieter Roth | |
| Biobibliografische Angaben | 273 |
| <i>Das Haus</i> | 275 |
| Georg Scherg | |
| Biobibliografische Angaben | 287 |
| <i>Paraskiv Paraskiv (Fragmente)</i> | 291 |
| Eginald Schlattner | |
| Biobibliografische Angaben | 307 |
| <i>Das Klavier im Nebel (Fragmente)</i> | 311 |
| Dieter Schlesak | |
| Biobibliografische Angaben | 329 |
| <i>Vaterlandstage und die Kunst des Verschwindens (Fragmente)</i> ... | 331 |
| Paul Schuster | |
| Biobibliografische Angaben | 349 |
| <i>Huftritt (Fragmente)</i> | 351 |
| Ludwig Schwarz | |
| Biobibliografische Angaben | 375 |
| <i>De Kaule-Baschtl (Fragmente)</i> | 377 |
| Walther Gottfried Seidner | |
| Biobibliografische Angaben | 401 |
| <i>Der niedrige Zaun</i> | 403 |
| Franz Storch | |
| Biobibliografische Angaben | 423 |
| <i>Die Spur im Schnee</i> | 425 |
| <i>Ein Klumpen Zinn</i> | 432 |
| Richard Wagner | |
| Biobibliografische Angaben | 435 |
| <i>Kurzprosa:</i> | |
| <i>Die Ältesten schritten als Erste zur Urne</i> | 437 |
| <i>Nachtrag zur Dorfchronik</i> | 439 |

| | |
|--|-----|
| <i>Projekt für den Sonntagsspaziergang der Familie</i> | 439 |
| <i>Plastic Chicago 1979</i> | 441 |
| <i>Marlene. Anmerkungen zu einer Geschichte</i> | 444 |
| Balthasar Waitz | |
| Biobibliografische Angaben | 453 |
| <i>Ein Alibi für Papa Kunze</i> | 455 |
| Erwin Wittstock | |
| Biobibliografische Angaben | 465 |
| <i>Hollosch</i> | 467 |
| Joachim Wittstock | |
| Biobibliografische Angaben | 477 |
| <i>Zaunholzgasse</i> | 479 |

Er saß auf dem Bettrand und knöpfte sich mit langsamen Bewegungen die Hosenbeine über den Ketten zu. Er erhob sich, und bei der Bewegung, mit der er sich das Hemd über die herkulischen Arme warf, klirrte die Kette. Er sah mich an, bis er auch die Jacke übergestreift hatte. Dann nickte er. „Ich wusste“, sagte er ruhig, „dass Sie es finden werden.“

Als ich auf Buby zuing, erkannte ich von weitem, dass er mich erwartet hatte. Er stand mit dem Rücken gegen die Wand gepresst. Es war die Sekunde der Wahrheit. „Sagen Sie es, bitte, niemandem“, flüsterte er, noch ehe ich bei ihm war, „ich flehe Sie an.“

„Sie haben doch nicht etwa Angst, Herr Staatsanwalt?“ sagte ich, „nein, ich werfe Sie den dreihundert nicht zum Lynchfraß vor, auch wenn mir heute Nacht der Text Ihrer Anklage gegen mich Wort für Wort wieder eingefallen ist. Und da fiel mir auch Ihr Drecksgesicht wieder ein, Doktor Buby Tomaşcu. Wie konnte ich es nur vergessen! Nein, dass Sie hier sind, entschuldigt gar nichts. Sie sind nicht hier, weil Sie den Kopf hingehalten haben. Und nur wer den Kopf hinhält, hat kein Gesicht zu verlieren. Mit der gleichen Gemeinheit, mit der Sie mich vor Jahren Ihrer Justiz ans Messer lieferten, ertänzeln Sie sich heute die Note «gute Führung», «vorfristige Entlassung». Beide sind Ihnen sicher. Versäumen Sie aber diese Gelegenheit nicht, zu lernen, was Würde ist – von dem Hirten Gordan, dessen Ankläger Sie auch waren, und von den alten Herren, die Sie hassen, weil sie Ihnen täglich Ihre Jämmerlichkeit bewusst machen. Tun Sie's, ehe Sie wieder in Ihren Kot hinauskommen. Und dies Wiedersehen wollen wir uns beide merken. Es zeigt, dass der Zigeuner Trifa recht hat: Es gibt eine Gattung von Menschen, bei der nichts unmöglich ist. Sie gehören dazu, Doktor Tomaşcu.“

Am Tag nach diesen Vorfällen teilte ich dem Kabinett mit, dass ich bereit sei, das Amt des Verteidigungsministers zu übernehmen. Ich bat, mir bis zu meinem ersten Vortrag Zeit zu lassen, um mit meinem Vorgänger die Übernahme der Geschäfte ins Reine zu bringen. [...]

Andreas Birkner

Die schönste Frau der Welt



Andreas Birkner wurde 1911 bei Fogarasch (Făgăraş) in Siebenbürgen geboren. Er besuchte das Theologisch-Pädagogische Lehrerseminar der Evangelischen Kirche in Hermannstadt und war als Lehrer und Pfarrer in Craiova und Karansebesch tätig. Vor 1945 veröffentlichte er Erzählungen in Zeitschriften und in eigenen Bänden: *Die Straße neben dem Strom. Novelle* (Stuttgart 1941), *Wind in der Tenne. Roman* (Stuttgart 1944), *Der gelbe Windhund. Erzählungen* (Temeswar 1944).

Von 1954 bis 1957 veröffentlichte Andreas Birkner Erzählungen und Theaterstücke in deutschsprachigen Blättern aus Rumänien. In dieser Zeit unterhielt er freundschaftliche Beziehungen zu Oskar Walter Cisek, Alfred Kittner, Alfred Margul-Sperber, Immanuel Weissglas und Erwin Wittstock. Seine Novelle *Aurikeln* erhielt 1955 den ersten Prosapreis des von der Zeitung *Neuer Weg* ausgeschriebenen

Literaturwettbewerbs und erschien ein Jahr später im Bukarester Staatsverlag für Kunst und Literatur (ESPLA). Birkner wurde im Juli 1958 im Vorfeld der Inszenierung des Kronstädter Schriftstellerprozesses verhaftet. Als Hauptangeklagter wurde er wegen des „Verbrechens der Aufwiegelung gegen die soziale Ordnung durch Agitation“ zu 25 Jahren Haft und 10 Jahren Aberkennung der bürgerlichen Rechte verurteilt. Die Jahre bis 1962 verbrachte er in den Haftanstalten Zeiden und Gherla, zwischen 1962 und 1964 folgte der Zwangsaufenthalt im Bărăgan. 1964 wurde er infolge der Generalamnestie für politische Häftlinge entlassen. Nach zwei Jahren als Pfarrer in einer Gemeinde neben Kronstadt wanderte er 1966 in die Bundesrepublik aus, wo er als Krankenhauspfarrer in Freiburg arbeitete. Durch den Beschluss Nr. 37 vom 22. August 1968 wurde er vom Rumänischen Obersten Gerichtshof rehabilitiert.

In der Bundesrepublik veröffentlichte er eine Reihe von Erzählungen und Romanen, unter anderem: *Die Tatarenpredigt* (Wien, München, Zürich 1973), *Der lange Segen und andere Geschichten* (Basel 1975), *Das Meerauge* (Wien, München, Zürich 1976), *Heinrich, der Wagen bricht* (Wien, München, Zürich 1978), *Der Teufel in der Kirche* (Wien, München, Zürich 1980), *Spiele mit Nausikaa* (Wien, München, Zürich 1981). Den ihm verliehenen Siebenbürgisch-Sächsischen Literaturpreis lehnte er 1991 ab. Andreas Birkner verstarb 1998 in Freiburg i. Br.

Birkner widmet sich in seinen Narrationen mit Vorliebe dem siebenbürgisch-sächsischen Dorf, das er detailfreudig und stimmungsreich schildert. Seine Texte erzählen siebenbürgische Geschichte und sind von einer menschlichen Vielfalt bevölkert, die das multiethnische südosteuropäische Universum widerspiegelt.

Die Erzählung *Die schönste Frau der Welt* wurde 1967 veröffentlicht und schöpft aus seiner Hafterfahrung.

Informationen über den Autor wurden folgender Quelle entnommen: *Worte als Gefahr und Gefährdung. Fünf deutsche Schriftsteller vor Gericht*. Hg. von Peter Motzan und Stefan Sienerth. München: Südostdeutsches Kulturwerk 1993.

Die schönste Frau der Welt*

Wir waren die Nacht durchgefahren. Im November ist der Tag kurz. Nach vier schon bricht die Dämmerung herein. Um fünf waren wir in den Zug gestiegen. Jetzt war es schon längst wieder Tag. Wir fuhren noch immer. Das ging bis ans Ende der Welt. Wenn man nach fünfzehn Jahren wieder in einem Zug sitzt, meint man leicht, es ginge bis ans Ende der Welt. Ans andere Ende der Welt.

Als die Nacht wich, war es zuerst ein dichter Nebel, in den hinein der Zug brauste, dann flitzten Telegrafmasten am Fenster vorbei. Weiter sah man nicht. Aber ich wusste, wir fuhren durch die Tiefebene an der untern Donau, wo auch beim hellsten Tageslicht nicht eben viel zu sehen gewesen wäre. Eine unendliche Ebene. Ich kannte die Gegend, in der großen Stadt am Deltaknie war ich geboren. Obschon ich mit zehn Jahren in die Hauptstadt kam, erinnere ich mich noch gut der Stadt und ihres Hafens am Strom, zu dem hinunter mich das Kindermädchen täglich spazieren führte. Sie war eine Engländerin. Über unsern Hafen rümpfte sie die Nase, in den ja bekanntlich auch Seeschiffe einlaufen. Das sei kein Hafen, erklärte sie mir, in England sei ihre Badewanne größer als dieser Spucknapf. Ich hasste diese sommersprossige Gans, die auch noch dick zu werden anfang. Vor allem schämte ich mich ihrer Gesellschaft — alle andern Frauen waren schöner als sie: die Zigeunerinnen in ihren grellfarbenen Röcken, die barfuß herumliefen und in der Hüfte biegsam waren, die weichen Armenierinnen, die dann freilich mit den Jahren Fett ansetzten, die kurzbeinigen Türkinnen, die blonden Fischerfrauen der Lipowaner, deren grüne Augen auch noch den Teufel

* Aus: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter*, München, 16. Jg., Folge 4, 1967, S. 211-217.

in die Flucht zu schlagen imstande waren, und die unberechenbaren Tatarinnen, insbesondere aber die Griechinnen, die schon des Reichtums ihrer Männer halber auf alle andern herabblickten und neben sich nicht einmal die spanischen Jüdinnen gelten ließen, die doch mit ihrem prallen Marmorfleisch alle andern herauszufordern vermocht hätten, und nicht zuletzt die Rumäninnen; die hatten von allen etwas angenommen, nicht immer das beste, aber sie versuchten daraus das beste zu machen, indem sie sich geschmackvoller als alle andern herausputzten. Nicht in Paris und Rom bin ich je wieder so schönen Frauen begegnet, ja, nicht einmal in Budapest und Warschau.

Sogleich nachdem wir den Zug bestiegen, streckte sich der Milizmann auf der Bank aus und schlief ein. Er schlief die Nacht durch. Der Mann hat ausgezeichnete Nerven. Die meinen dagegen sind nicht mehr die besten. Ich hab kein Auge zugetan. Nach fünfzehn Jahren fuhr ich wieder einmal mit der Eisenbahn, und es ging bis ans andere Ende der Welt. Nicht einmal nach dem bestandenen Doktorexamen war ich so berauscht. Die Freiheit ist ein scharfes Getränk. Ein Schluck davon nimmt uns schon den Schlaf. Oder die Besinnung. Der Anteil der Ungewissheit ist zu groß, Wunsch und Hoffnung vermögen sie nicht zu umfassen. Dazu kommt, was uns ins Blut gelegt ist. Die Freiheit entbindet uns nicht von der Verantwortung. In der Gefängniszelle waren uns beide abgenommen. Wer nichts zu verantworten hat, kann ruhig schlafen. Er erwartet auch nichts. Die Freiheit denkt vom Menschen zu groß.

Und dabei ging's nicht einmal in die ganze Freiheit. Es ging in den Zwangsaufenthalt mitten in der Steppe an der untern Donau. Aus der Stadt, in der ich geboren bin, soll ich von einem Milizmann hinausgebracht werden. Immerhin, aus den sieben Schritten, die ich in der Gefängniszelle auf und ab wandern konnte, sollen es sieben Meilen werden. Das ist ein gewaltiger Unterschied.

Der Milizmann schlief. Ich wachte. Es hätte umgekehrt sein sollen. Schließlichs war ja ich ihm anvertraut worden, dass er mich bewache. Aber der Mann hatte ja wohl seine Erfahrungen, auf die

er sich verlassen konnte. Jede Woche oder jede zweite Woche einmal brachte er einen Straftentlassen hinunter in die Stadt am Deltaknie, von wo der Mann dann zu den andern hinaus in die Steppe geschickt wurde, die gleich ihm nach Verbüßung ihrer Strafe noch einen Aufenthalt in der Steppensiedlung zu bestehen hatten, ehe sie in die volle Freiheit entlassen wurden. In der Medizin nennt man so etwas eine Nachkur. Der Milizmann wusste also aus Erfahrung: Der Mann fand keinen Schlaf, aber ans Durchgehen dachte er nicht, sei es, dass ihm das Schlückchen Freiheit die Entschlusskraft lähmte, sei es, dass er allzu gut gehorchen gelernt hatte in fünfzehn Jahren. Und was sich dann während der Fahrt in dem Abteil zutragen würde, wusste er auch schon, ohne ein einziges Mal die Augen aufzuschlagen. Es kamen nämlich Leute herein, Frauen und Männer, aber niemand hielt es länger als fünf Minuten in dem Abteil aus. Sie suchten schleunigst das Weite. Fünfzehn Jahre lang hatten meine Kleider in Naphthalin gelegen. Ich denke mir, die Leute müssen auch um den wiedererweckten Lazarus einen weiten Bogen gemacht haben, der noch ja auch schon, als er aus der Gruft heraufstieg. Wir behielten also das Abteil für uns. Selbst der Schaffner störte uns nicht. Er sah, mit wem er es zu tun hatte. Möglicherweise noch auch der Korridor nach Naphthalin.

Präzise auf die Sekunde erwachte der Milizmann. Ohne auf die Uhr zu sehen, wusste er: In zehn Minuten kommen wir an. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, blickte in den Nebel hinaus, den nun ein dichtes Licht noch undurchdringlicher machte. Natürlich konnte auch der Milizmann nichts erkennen außer den vorbeiflitzenden Telegrafmasten. Dennoch wiederholte er: In zehn Minuten kommen wir an. Nicht jeder hat in seinem Beruf eine solche Sicherheit. Indem er den Mantel anzog und das Koppel umlegte, erteilte er mir Verhaltensmaßregeln. Sobald der Zug hielt, sollten wir abspringen. Wir müssten uns beeilen, erklärte er mir, sonst fahre uns der Bus der Linie vier vor der Nase weg. Die Linie vier geht ins Zentrum. Ins Zentrum wollen die meisten Passagiere dieses Zuges. Verpassten wir ihn, meinte er, müssten wir unter Umständen bis zu zwanzig Minuten auf den nächsten Bus warten.

Wir könnten ja auch zu Fuß in die Stadt hinein gehen, schlug ich ihm vor. Das wäre sowieso am meisten nach meinem Geschmack gewesen. Ich wollte sehen, ob ich die Stadt nach dreißig Jahren wiedererkannte. Außerdem besaß ich auch das Geld für den Bus nicht. Der Milizmann hätte für mich bezahlen müssen. Wer weiß aber, ob in meiner Reiserechnung auch die Busfahrt einkalkuliert war, und so gering der Preis des Fahrscheines für den Omnibus war, ich würde ihm die Summe nicht zurück-erstaten können.

Zu Fuß — kommt nicht in Frage! entschied der Milizmann. Und nun erfuhr ich, warum er keine Minute verlieren durfte. Er hatte mit dem Mittagszug die Rückfahrt anzutreten. In der Zwischenzeit aber wollte er noch seine Schwiegereltern besuchen. Die wohnten weit draußen in einer Vorstadt. Nein, er durfte keine Minute verlieren. Darum halten Sie sich fein an mich, forderte er mich auf, und beim Einsteigen in den Bus gebrauchen Sie Ihre Ellenbogen, sonst bleiben Sie unten.

Ich versprach ihm, mich nach seinen Weisungen zu verhalten.

Wenn ich schon die beschwerliche und lange Reise gemacht habe, sagte er, muss ich doch auch meine Schwiegereltern besuchen.

Ich versicherte ihn, dass ich das begreiflich finde, wenn ich auch keineswegs der Meinung war, die Reise sei ihm besonders beschwerlich gewesen, und die Schwiegereltern hatte er wohl auch vor einer Woche oder vor zwei Wochen gesehen. Ich hatte meine Mutter fünfzehn Jahre lang nicht gesehen; ich wusste nicht einmal, ob sie noch lebte.

Der Nebel lichtete sich und gab die Sicht frei auf die ersten Vorstadthäuschen. Blechdächer, stellte ich fest, Blechdächer und entlaubte Akazienbäume, genau das hatte ich erwartet.

Aha, sagte der Milizmann. Er trat ans Fenster und sah hinaus. In einer Minute fahren wir nämlich am Haus meiner Schwiegereltern vorbei, erklärte er mir. Aus dem Zentrum bis hier heraus, das ist ein weiter Weg. Sie verstehen also, dass wir uns beeilen müssen.

Dem war nichts entgegenzuhalten, das verstand ich gut.

Plötzlich riss der Milizmann das Fenster herunter. Er beugte sich weit hinaus und winkte.

Die kalte Morgenluft strich ins Abteil herein. Übernächtigt, wie ich war, fing ich an zu frösteln.

Der Milizmann lachte befriedigt: Jetzt wissen sie, dass ich komme. Die Kinder meines Schwagers haben mich erkannt.

Es war also alles in der besten Ordnung. Der Milizmann durfte zufrieden sein. Er schloss das Fenster nicht mehr. Obwohl mich fröstelte, war ich doch in guter Stimmung. Die Lustlosigkeit nach der durchwachten Nacht stellte sich nicht ein: Es gab immer noch was Besseres, das folgen sollte, es war keineswegs wie nach einer Zecherei, der nur Reue und Übelkeit folgt und gegen die man vergeblich ankämpft. Die gute Laune des Milizmannes weckte in mir Zuversicht und Unternehmungslust. Gleich ihm, der seinen Mantel unter dem Koppelriemen zurechtzog, zupfte ich an meiner zerknitterten Jacke herum, ohne freilich die fünfzehn Jahre alten Falten aus dem Stoff herauszukriegen. Dann setzte er seine Mütze auf. Es war schon die Wintermütze mit den notfalls herabzuschlagenden Ohrenklappen. Ich selber hatte nur meinen Hut, der, obwohl ich ihn die ganze Nacht über auf dem Kopfe behalten, sich noch in jammervollem Zustand befand: Fünfzehn Jahre hatte auch er zusammengerollt, gleichsam als Fruchtkern des verschnürten Kleiderbündels, im feuchten Naphthalinmagazin gelegen. Er war mir ein wenig zu groß; er würde mir erst passen, wenn die kurzgeschorenen Haare wieder gewachsen waren. Aber als der Milizmann seine Kappe aufsetzte, zog auch ich die Hutkrempe über den Augen zurecht und versuchte ihr eine flotte Form zu geben. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo ich unter freie Menschen treten sollte. Meine große Aktenmappe, die meine Habseligkeiten enthielt, kam mir dabei nicht schlecht zustatten. Sie war sogar ansehnlicher als die des Milizmannes, die ein Mittelding zwischen Kartentasche und Schulranzen darstellte, die er aber gleichwohl nicht an einem Riemen trug. Ich vertraute darauf, dass mir die meine das Aussehen eines freien Mannes verlieh und den Naphthalingeruch einigermaßen Lügen strafte.

Los! befahl der Milizmann. Er schloss sich selber in den Befehl mit ein, weshalb es aufmunternd und nicht kränkend klang. Das Ohr nahm solche Unterschiede mit großer Präzision wahr.

Es stellte sich heraus, wir waren zu spät aufgebrochen. Vor uns drängten sich schon etwa zwanzig Leute mit ihrem Gepäck auf dem Korridor und versperrten uns den Weg zur Tür. Das war ja schon immer so gewesen, erinnerte ich mich; die Menschen mit dem meisten Gepäck waren stets die ersten, die ans Aussteigen dachten. Danach erst machten sich die andern auf, die nur eine Aktenmappe unterm Arm trugen. Umgekehrt wäre alles leichter und reibungsloser gegangen. Hier hatte der Milizmann versagt. Sofort stiegen böse Ahnungen in mir auf. Denn in fünfzehn Jahren hatte ich erfahren, wie gefährlich es ist, wenn ein Milizmann einen Fehlgriff tut: Hundertfach muss den Schaden bezahlen der Schuldlose, wenn er sich nur in der Nähe befindet. Nach uns kamen andere auf den Korridor. Die hatten's nicht mehr eilig. Sie drängten nicht nach. Allerdings muss ich zugeben, dass sie auch der Naphthalingeruch meiner Kleider auf Distanz halten mochte. Die munterste Unterhaltung setzte aus, sobald sie den Naphthalingeruch in die Nase bekamen. Die jammervolle Form meines Hutes und die zerknitterten Kleider besorgten den Rest. Sie maßten mich alle von oben bis unten. Kein Zweifel, sie wussten Bescheid. Ihre Gedanken konnte ich natürlich nicht lesen. Sie waren nur zu erraten. Ich bildete mir ein, dass sie mich beschämten. Sie hielten Distanz. Das konnte schließlich aber auch Respekt bedeuten.

Im Augenblick, als der Zug hielt, kam Bewegung unter die Menschen, die sich vor uns drängten. Das war aber keine Bewegung, die Fortschritte erzielte. Sie kamen nicht von der Stelle, da die Hinabbeförderung des Gepäcks die Leute in der Tür aufhielt, worüber der Milizmann in steigende Wut geriet. Er war nicht der einzige, der sich erregte. Sie hatten es ja alle eilig. Und für ihre Entrüstung fanden sie passende Worte. In dieser Landesgegend, wusste ich, war man um passende Ausdrücke für seine Entrüstung niemals verlegen gewesen. Es macht sich darin die freie Luft des Hafens bemerkbar.

Endlich waren wir daran, die Treppe hinabzusteigen. Der Milizmann ermahnte mich: Halten Sie sich an mich!

Sobald er den Fuß auf den Bahnsteig setzte, fing er an zu laufen. Ich folgte ihm. Wir überholten manche, die an ihrem Gepäck zu schleppen hatten. Vielleicht war es möglich, unser Säumen im Abteil wettzumachen. Wir liefen stracks auf den Ausgang zu. Auch hier kamen wir zu spät. Leider. Vor der Ausgangstür drängten sich schon allzu viele. Alle mit Gepäck. Natürlich, die hatten zuerst ans Aussteigen gedacht. Hier war es aber nicht mehr der schmale Korridor, der uns zwang, einer hinter dem andern zu bleiben, hier war es möglich, von der Seite her ins Gedränge einzubrechen und, einmal zwischen den Stoßenden und Gestoßenen eingekeilt, mit entsprechenden Kniffen und Manövern vorzupreschen. Den Ellenbogen gebrauchen, hatte der Milizmann gesagt. Er selber verstand sich auf die Sache ausgezeichnet, zumal ihn kein Gepäckstück in der Bewegungsfreiheit behinderte. Mir nach! rief er mir zu. Und schon war er zwischen den Leuten und schob sich voran. Die Uniform kam ihm dabei zustatten. Die Ungebührlichkeit geschah sozusagen in Ausübung seines Dienstes, gegen den sich aufzulehnen so schnell keinem beigefallen wäre. Mit mir war das leider anders. Ich trug keine Uniform. Sofort protestierten die Leute, als ich dem Beispiel des Milizmannes folgen wollte. Ein Geschrei erhob sich und schließlich, als ich mich darum nicht scherte, hagelte es Beschimpfungen auf mich nieder. Auch um die kümmerte ich mich nicht, denn der Milizmann drängte sich schon durch die Tür hinaus.

Wie es kam, weiß ich nicht mehr, auch nicht, ob ich selber schuld war oder ein anderer die Hand im Spiele hatte, mit einem Mal hatte ich den Hut verloren. Das Wutgeschrei der anderen verwandelte sich in ein Gelächter, was vermuten lässt, dass doch ein Nichtsnutz die Lacher auf seine Seite gebracht hatte.

Wo war mein Hut?

Erst nachdem schon alle Reisenden durch die Tür abgezogen waren, entdeckte ich ihn auf dem Boden. Eine ganze Völkerwanderung war über ihn hinweggerollt, was seinem Aussehen nicht eben zum besten bekommen war. Ich hätte berechnete

Zweifel haben können, ihn noch als den meinen anzuerkennen. Es blieb mir aber keine Wahl. Das war schon mein Hut, wenn er ihm auch nicht mehr glich. Ich klopfte ihn überm Knie aus und setzte ihn auf. Nun war er mir erst recht zu groß. Doch ließ er sich, wie mir schien, leichter als vorher in die gewünschte Form zurechtbiegen. Er hatte die bequemen Eigenschaften eines Schlapphutes angenommen.

Als ich auf dem Platz vor dem Bahnhof erschien, fand ich einen tobenden Milizmann vor. Das war ihm noch nie passiert, warf er mir vor. Ich berichtete ihm mein Missgeschick. Wegen dem verdammten Hut, schimpfte er los, den schmeißen Sie ja übermorgen doch auf den Mist!

Natürlich war der Omnibus der Linie vier vollbesetzt abgefahren. Es standen noch zwei andere da; die fuhren jedoch nicht ins Zentrum. Wir hatten zu warten, bis der nächste kam. Das mochte zehn Minuten dauern, zwanzig Minuten oder gar eine halbe Stunde. Der Milizmann war nicht zu beruhigen. Ich hatte mir seine Gunst verscherzt. Gestern abend hatte er mir zu meiner Wegzehrung eine Zwiebel geschenkt. Sie hatte wunderbar geschmeckt. Die erste Zwiebel nach fünfzehn Jahren! Sie hatte so geschmeckt, dass man sie niemals vergessen würde, auch wenn man hundert Jahre alt wurde. Es war mir aufrichtig leid, wenn mich der Milizmann für undankbar hielt. Ich schlug ihm noch einmal vor, den Weg hinein in die Stadt zu Fuß zurückzulegen. Darauf wollte er sich nicht einlassen. Das dauerte dann womöglich noch länger. Jetzt wussten seine Schwiegereltern schon, dass er da war. Sie erwarteten ihn. Verdammt, sie mussten eine Stunde länger warten! Alles wegen dieses dreckigen Huts! Er drehte sich um und ließ mich an der Haltestelle stehen.

Ganz allein stand ich vor dem Bahnhofsgebäude, nachdem die beiden Omnibusse der andern Linien weggefahren waren. Der Milizmann war zu einem Kiosk gegangen, wo er frische Kipfel kaufte, die er auf der Stelle verzehrte. Vor dem Kiosk waren auch Kisten mit Trauben und Pfirsichen aufgestapelt. Der Milizmann erstand auch eine Tüte mit Trauben. Ich wandte mich ab. Ihm bei dem guten Mahl zuzusehen, ging vorläufig noch über meine Kraft. Lukull sollte sich seine Gaffer von woanders holen.

In diesem Augenblick trat eine Frau neben mich auf die Stufe der Bahnhofstreppe. Sie war wohl auch zum Omnibus gekommen, denn sie trug eine Markttasche am Arm. Das war nun also eine Frau, die erste Frau nach fünfzehn Jahren, die auf drei Schritte herankam und mit der ich hätte reden können, falls ich dazu Lust hatte. Über irgendetwas. Über das Wetter oder über diesen Omnibus, auf den wir beide warteten. Nur um nach fünfzehn Jahren wieder einmal zu hören, wie eine Frauenstimme klingt.

Aber die Frau sah nicht aus, als ob sie sich mit mir in ein Gespräch einzulassen gedenke. Der Ausdruck ihres Gesichtes war eitel Ablehnung, wenn nicht gar Abscheu und Hass oder noch Schlimmeres. Sie sah zwar nicht aus, als erhebe sie Anspruch, als Dame angedet zu werden, nicht allein was die Kleidung betrifft, denn die war offensichtlich mit zu wenig modischem Bedacht gewählt, wenn die Stücke, die sie trug, überhaupt jemals das Produkt einer Mode gewesen waren, und wenn schon, das jahrelange Tragen hatte die letzte modische Gefälligkeit von ihnen abgeschliffen; auch schon ihre Gestalt war nicht danach, sie als Dame auszuweisen, die brutale Stämmigkeit der Beine mitsamt der Unförmigkeit der Taille würde jedem empfehlen, in ihr eine Köchin zu vermuten, die das Schicksal nicht mit der rücksichtsvollsten Herrschaft gesegnet hatte, denn das Gesicht — ja, allerdings, das Gesicht: unter dem glanzlosen und, wie es schien, nicht sonderlich oft gebürsteten Haar eine bucklige Stirne, in der die Falten die Kreuz und die Quer andeuteten, wie es ihr die übermenschlichste Anstrengung bereitete, auch nur den einfachsten Gedanken glatt zu vollziehen, ohne dass sich ihm die unbegreiflichsten Gefühlsimpulse entgegenstemmten; dünne und kraftlose Augenbrauen, darunter kleine Augen, keines Ausdruckes fähig auch sie; eine Nase, die gerade nur soweit geformt war, dass man sie nicht mit einem Aschenbecher verwechselte; aller Ausdruck versammelt um den Mund und das ausladende Kinn, und der war derart, dass man es für das Ratsamste hielt, die Nähe dieser Person zu meiden, sowohl wenn sie den Mund zum Reden auftat als auch wenn sie mit ihrem gewiss kräftigen Gebiss einmal zubiss. Mit einem Wort: ein brutales Trampel.

Solche Frauen also gab es hier, wo, wie ich mich erinnern wollte, einstmals die lebendigsten Griechinnen gelebt neben den Jüdinnen mit dem Marmorfleisch, die gefährlichen Fischerfrauen und die biegsamen Zigeunerinnen, die Rumäninnen auch, die allen andern nicht nachgestanden waren, wenn es geglolten, den Grad von Schönheit zu erreichen, der den Mann mit Stummheit schlägt.

Das war aber noch nicht alles. Die Frau maß mich mit einem Blick, der, obschon das Auge ausdruckslos blieb, mich erraten ließ, dass ihr auch schon der Naphthalingeruch meiner Kleider in die Nase gestiegen war. Brutaler hätte sie mir ihren primitiven Hass nicht zeigen können. Auch meinen Hut bäugte sie, und recht verdächtig musste ihr meine große Ledermappe sein, die so gar nicht zu meinem sonstigen Habit passte, zur mehrfach geflickten Hose, zur zerknitterten Jacke. Und von meinen Schuhen, die zu schnüren, ich das letzte zerschlissene Taschentuch geopfert, es in Streifen gerissen und sie zu Schnürsenkeln zusammengedreht hatte, konnte sie die Augen überhaupt nicht mehr wegheben. Es war ihr demnach nicht zweifelhaft, woher ich kam, das sah ja auch schon ein Blinder, und die unverhohlene Genugtuung darüber, einmal einem solchen Strolch begegnet zu sein, las ich in ihrem Gesicht. Hätte ich ihr gesagt, dass ich vor fünfzehn Jahren ein bekannter Radiologe in der Hauptstadt gewesen, sie hätte wahrhaftig aufgelacht vor unbeherrschter und primitiver Vergnügtheit.

Inzwischen versammelten sich auch noch andere Leute vor dem Bahnhof, die gleich uns auf den Omnibus warteten. Der Milizmann kam herbei. Er war noch immer wütend. Von mir nahm er keine Notiz. Er aß von den Trauben in seiner Tüte. Vor Erregung und Ungeduld natürlich, und auch vor Wut. Es war wohl mein Glück, dass er die Trauben gefunden hatte, sonst hätte er mich weiter beschimpft. Und das hätte dann auch die Aufmerksamkeit der andern auf mich gelenkt. So aber war es nur dieses Marktweib, dieses hässlichste aller Küchentrampel, das mich unentwegt anstarrte. Sie hatte, wie ich bald merkte, auch herausgefunden, in was für einem Verhältnis ich zum Milizmann stand, wiewohl er nichts unternahm, es zu unterstreichen. Mir schien,

es bereite ihr ein teuflisches Vergnügen, mich an ihn gebunden zu wissen. Seine Macht über mich war umso größer, je weniger er sie zu erkennen gab. Das hatte sie herausgefunden. Sie genoss ihre Erkenntnis mit zusammengebißnen Lippen. Das genügte ihr offenbar nicht. Vielleicht wollte sie mich lieber noch in Ketten sehen. Auch Kinder begreifen ja nicht, dass es der handgreiflichen Zeichen der Gewalt des Herrschers und der Mächtigen nicht bedarf; grausam verlangen sie, dass sie sich sichtbar machen. Ich weiß nicht, ob Kinder unschuldig sind in ihrem Verlangen, dieses Weib war es gewiss nicht, dessen Augen mich weiter verfolgten. Der Tumult der Gefühle, der sich in ihrem Gesichte spiegelte, der Krampf um den hässlichen Mund mit den zerrissenen Lippen und den mahlenden Kinnladen, ließ darauf schließen, dass es nicht mehr lange dauern werde, bis sie den Milizmann aufforderte, mir Handschellen anzulegen. Besessen, wie sie war, merkte sie nicht, dass alle andern, die sich um uns versammelten, des naphthalinstinkenden Mannes gar nicht achteten, miteinander redeten und lachten, als wäre er gar nicht vorhanden, was sie ihnen offenbar als einen schweren Verstoß anrechnete; sie ließ sich hinreißen, zwei Mädchen auf mich aufmerksam zu machen, was sich diese verbat und ihr laut und deutlich zu verstehen gaben, sie in Frieden zu lassen.

Das fehlte noch, dass dieser hässliche Teufel einen Skandal heraufbeschwor. Was an mir lag, so unternahm ich alles, um mich ihr möglichst unauffällig zu entziehen. Zuerst sah ich sie nicht mehr an. Danach kehrte ich ihr den Rücken. Zuletzt ging ich ein paar Schritte weiter weg. In die entgegengesetzte Richtung des traubenschluckenden Milizmannes. Sie sollte sehen, ich hatte mit dem Mann nichts zu schaffen. Vielleicht beruhigte sie sich. Und ich sah nicht mehr zu ihr hinüber, denn ich merkte, dass ich zu zittern begann, sobald ich nur die entsetzliche Fratze vor die Augen bekam.

Sie war gottlob die erste, die in den Omnibus einstieg. Ihr folgte der Milizmann. Danach alle andern. Ich blieb bis zuletzt unten. Ich musste mich dann sogar beeilen und die beiden Mädchen vor mir herschieben, da die Schaffnerin dem Schofför meldete, er könne losfahren.

Nun hatte ich äußerst aufmerksam verfolgt, wie sich das Einsteigen der Passagiere abwickelte. Neben dem Eingang saß die Schaffnerin. An ihr musste jeder vorbei. Von ihr erhielt er den Fahrschein. Sie ließ keinen vorbei, bevor er ihr nicht den Fahrschein bezahlte. Ausgenommen war der Milizman. Der bezahlte nicht. Er ging denn auch sogleich an dem Marktweib vorbei und setzte sich auf den ersten Platz hinter den Schofför. Die andern bezahlten und suchten sich einen Platz. Nun kam es dennoch zu einem Skandal. Ich besaß kein Geld. Der Milizmann hätte für mich die kleine Summe auslegen müssen. Der hatte aber eine Wut gegen mich im Leibe; er sah sich nach mir nicht einmal mehr um. Er überließ es mir, mich aus der Verlegenheit herauszuwinden. Der Bus fuhr schon, als die Schaffnerin laut fragte, ob noch einer ohne Fahrschein geblieben sei. Die andern hatten sich gesetzt. Auch ich ließ mich auf einen Platz nieder. Ich schwieg. Vielleicht übersah sie mich. Vielleicht auch erriet sie die Zusammenhänge und drückte einfach ein Auge zu. Es wäre zu umständlich gewesen, ihr alles zu erklären.

Diese Schaffnerin war aber voller Dienstfeifer. Ist noch einer ohne Fahrschein geblieben? schrie sie.

Ich schwieg.

Doch dieses fürchterliche Weib drehte sich um und sah mich an. Das musste die Schaffnerin natürlich ermutigen, das musste sie ja geradezu anspornen zu neuem Dienstfeifer. Sie schrie mich an: Sie, Mann mit dem Hut aus dem Mülleimer, haben Sie schon Ihren Fahrschein?

Meinen Sie mich? fragte ich bescheiden.

Wen denn sonst! Haben Sie einen Fahrschein?

Das konnte ich nun keineswegs behaupten. Einen Fahrschein hab ich nicht, gestand ich, ich hab aber auch kein Geld, ihn zu bezahlen.

Das brachte die Schaffnerin von Sinnen. Sie fing sogleich zu keifen an. Kein Geld, und da setzen Sie sich in einen Omnibus! schrie sie so laut, dass sich alle umdrehten. Das konnte mir nur recht sein, aber der Milizmann hinterm Schofför rührte sich nicht, obwohl er ja ahnen musste, um wen es sich handelte. Er

erließ mir keinen Pfennig von der Schuld, für die ich seines Missgriffes wegen aufzukommen hatte. Die Schaffnerin zankte weiter auf mich los. An der nächsten Haltestelle werde sie mich der Miliz übergeben, verhiess sie mir, und dort werde mir Hören und Sehen vergehen. Meine Gelassenheit reizte sie zu immer neuen Ausfällen, sie nannte mich einen Einbrecher und Defraudanten. Einige der Fahrgäste lachten schon.

Da war aber das Marktweib zur Schaffnerin getreten. Ich hörte, wie sie beruhigend auf sie einredete. Sie wolle den Fahrschein für mich bezahlen, sagte sie ihr, bitte, hier ist das Geld. Sie sehen ja, woher der Mann kommt, fügte sie mit leiserer Stimme hinzu. Und dann wieder lauter: Schweigen Sie, und nehmen Sie das Geld!

Die Schaffnerin bestand auf klaren Rechtsbegriffen: Wenn das jeder so machen wollte! Einsteigen und warten, ob nicht einer für ihn bezahlt!

Das macht ja nicht jeder so, beruhigte sie die Frau.

Bitte, der hat es gemacht!

Die Frau riss ihr den Fahrschein aus der Hand. Und da hielt der Omnibus schon an der ersten Haltestelle. Die Schaffnerin bekam zu tun. Sie musste endlich schweigen.

Die Frau, dieses Marktweib, kam an mir vorbei und reichte mir den Fahrschein. Bitte, sagte sie, indem sie mir in die Augen sah und zu lächeln versuchte: Entschuldigen Sie, ich hätte das ja gleich tun können. Ich musste mir ja denken, dass Sie kein Geld haben.

Und ich sah nun in dieses hässliche Gesicht, das sich zu mir herabneigte, ganz nahe sah ich die Augen, aus denen, so klein sie waren, eine Flut von Schönheit sich übers ganze Antlitz ergoss. Ich vergaß ihr zu danken. Wenn ein Mann der unbeschreiblichen Schönheit begegnet, muss sie ihn mit Stummheit schlagen.